

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Samstag, 12. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Er geht, knallend fällt das Haustor hinter ihm zu. Er läuft durch die Straßen — trotz der frühen Stunde sind sie voll Menschen, die Löschwagen rasselnd —, läuft die Esplanade hinunter, in den Zimmern der Schwiegermutter ist Licht, der Feuerschein wies ihn den Weg, wäre er ihn nicht tausendmal gegangen. Ein paar Gesprächsfehen, im Laufen aufgefangen: „Es roch schon gestern brandig im Parterre“, sagt einer, „das ist ein ganz kluger; ein anderer sagt: „Strohmeyer soll gewarnt worden sein, hat aber nichts getan, ich weiß es von meiner Base.“ — Schwächer! denkt August verächtlich und läuft weiter. Freund Wäldungen begegnet ihm, kaum erkennbar, da er vor Kälte den Mantelkragen hochgeschlagen hat, er schließt sich an, redet aufgeregt atemlos. „Was sagen Sie? . . . Sie waren nicht im Theater gestern, aber ich . . . vor wenig Stunden war ich noch drinnen, man gab den „Juden von Cumberland“, La Roche war unübertrefflich, alles lachte über Seidels Späße — und nun . . .!“

Auch im Wittumspalais sind alle Fenster hell — oder ist es nur der Widerschein der Glut? Rot wie bei einem Feuerwerk leuchtet der Platz vor dem Theater. Im Flammenschein steht Edermann, mit krummem Rücken, wie immer, den Hut in der Hand, die langen Haare hängen ihm auf dem Mantelkragen. Das war auch so ein Theaterarr, denkt August. Edermanns erste Frage ist nach Seiner Exzellenz und wie sie die schreckliche Nacht aufgenommen habe.

Mit einem Blick sieht August, daß hier nichts zu retten ist. Das ganze Gebäude steht in Flammen, sie haben sich schon durchs Dach gefressen, rot züngelnd brechen sie aus allen Fenstern. „Kein Wunder“, sagt Edermann, „bei der reichen Nahrung, die das Feuer am Dattenwerk der Kulissen, an den vielen Stoffen des Fundus findet!“ . . . Und er denkt an die unvergeßlichen Stunden zurück, die er und August und alle, die hier stehen und ergriffen starren, in dem nun rauchenden und sprühenden Hause verlebt zu haben.

Immer wieder schießen Feuergerben empor, schwebt ein Regen aus glühenden leichten Stoffen hernieder. Ab und zu übertönt das Krachen zusammenstürzender Balken und plagernder Fenster den Lärm auf dem Platze, wo sich Hunderte von Menschen angesammelt haben, die rufen und schreien und nur die Mannschaften an den Spritzen und Feuerleitern stören. Alle Löschwagen der ganzen Stadt sind zusammengezogen, sie werfen eine Unmasse von Wasser in die Glut — aber August weiß, daß es vergeblich ist und daß nichts und niemand den alten, dem Untergange geweihten Bau retten kann. Er blickt sich um, die Augen schmerzen allmählich von dem langen Starren in die wabernde Loh, er sieht viele

Bekannte — da, vor allen andern, so nahe dem Theater, wie die Glut es nur erlaubt, steht ein kleiner, alter Mann im Mantel und Militärmütze, um ihn herum hat Ehrfurcht einen Platz freigelassen, ganz allein steht er da, starrt auf das Feuer und raucht ruhig eine Zigarre: der Großherzog. — Was mag er fühlen?, schießt es August durch den Kopf. Und mit einem Ruck fliegen seine Gedanken zurück zum Vater: Was mag er fühlen — auch er, da dieses Haus in Flammen aufgeht, zu dem er die Pläne erdacht, dem durch Jahrzehnte seine beste Liebe, sein bester Glaube gehört, in dem er Generationen von Künstlern ausgebildet — und aus dem der Mann dort, der in Mantel und Militärmütze, der Herr, der Fürst . . . der Freund!, ihn schließlich unsanft hinausgeworfen hat wie einen lästigen Tadler . . .

Es scheint, daß der Großherzog das Theater verloren gibt. Er hat einen Befehl erteilt, nun werden alle Feuerleiter von dem brennenden Hause zurückgezogen, die Spritzen richten ihren Strahl auf die Nachbarhäuser, um wenigstens sie zu schützen. Die Bewohner flüchten, überall wird hastig und unter Geschrei Hausrat herausgetragen, Pakete mit Betten fliegen durch die Fenster auf die Straße, ein altes Mütterchen bringt ihr Kanariengebauer, setzt es in eine Ecke nieder und dekt ängstlich den Mantel drüber. „Wenn er sich nur nicht erkältet! Wenn er sich nur nicht erkältet!“ hört August sie jammern . . .

Monsieur Soret hat ihn in der Menge erkannt, sich einen Weg gebahnt und legt ihm von hinten die Hand auf die Schulter. „Quel malheur, mon cher ami! . . . Aber wach ein Schauspiel auch, nicht wahr? Der Herr Theaterdirektor beendet die Existenz seines Instituts mit einer Feerie, wie wir sie niemals noch sahen! Ein Ende in Schönheit, würdig einer Stätte, an der man, wenn auch nicht immer, der Schönheit geopfert hat!“

„Wissen Sie, was ich denke?“ sagt Edermann nach einem langem Schweigen und wendet August sein knochiges Gesicht zu, und August sieht, daß der Feuerschein sich in zwei großen Tränen auf der Wange spiegelt. „Mit geht die ganze Zeit ein Wort aus Ihres Vaters Pandora im Kopf herum: Das brenne dort! Viel schöner baut sich wieder auf!“

„Ja“, mischt sich Soret in seiner lebhaften Art ein. „Viel schöner . . . das wollen wir hoffen, und das ist allerdings auch nötig. War längst nötig, denn das Theater — nicht wahr, mein lieber Kammerat? — war ja überaltert, Schönheit war nicht sein charakteristisches Kennzeichen, und groß genug war es längst nicht mehr. Ich bin überzeugt, daß Seine Königliche Hoheit, wie sie da so ruhig steht und die Löschanstalten dirigiert, längst die Pläne für einen würdigen Neubau im Kopfe hat . . . Mais ce pauvre petit coquin, voyez donc . . . was hat er?“

Ein armseliges Männchen irrt laut klagend durch

die Menge, es hat keinen Kraken um und ringt immerfort die Hände, während ihm das rote Schnupstuch weit aus dem Rockhohle hängt.

„Es ist Schüke“, sagt Edermann, „ich kenne ihn, ein Mitglied der Kapelle . . . Was haben Sie denn, Schüke?“

Der kleine Mann hebt sein tränennasses Gesicht empor. „Ach, Euer Gnaden . . . meine Geige . . . meine Geige ist verbrannt! . . . Ich habe sie gestern Abend im Theater gelassen, nun ist sie mir verbrannt . . .“ Er wartet keine Antwort ab, sondern eilt weiter, um überall die Geschichte von seiner verbrannten Geige zu erzählen . . .

Inzwischen rast und rauscht das Feuer in dem Hause wie in einem zugigen Ofen. Immer weiter weicht die Menge zurück, weil die Glut kaum mehr auszuhalten ist. Unablässig regnet prasselnd Wasser auf die Dächer und Mauern der Nachbarhäuser nieder. Plötzlich ertönt ein allgemeiner Schrei: der Sturm der Flammen hat das glühende Sparrengerüst des Daches emporgehoben, daß es für Sekundenlang wie ein rotleuchtendes Spinnennetz in der Luft schwebt — nun stürzt es mit gewaltigem Krachen in sich selbst zurück, und eine schwarze Rauchwolke schießt gen Himmel, begleitet von unermeßlichem Funkenregen, der wie eine feurige Mähne seitwärts über die Stadt weht . . .

Der Tag ist da, er bescheint traurig die vielen übermäßig bleichen Gesichter. Das Theater ist verloren. Ein paar Tage noch wird es auf der wüsten Brandstätte schweben und glimmen, dann ist ein Haufen von Schutt und Asche alles, was übrigbleibt.

August verabschiedet sich von den Freunden, er muß nach Hause, Bericht zu erstatten. Was soll er noch hier? Die Menge beginnt ohnehin sich zu verlaufen. Auch der Großherzog geht mit einigen Herren des Gefolges nach dem Schlosse zu. —

August findet den Vater aufrecht an einem Fenster des blauen Salons, neben dem weißen Kolossalkopfe der Juno, und Ottilie an seiner Seite. Er gibt Bericht, während die ernstesten Augen auf ihm ruhen, schildert das ganze Ereignis, rühmt die Umsicht und Tatkraft des höchsten Herrn und vergißt auch nicht, Edermanns Pandorazitat zu erwähnen — er weiß, daß er damit Freude macht.

„Der Gute!“ sagt der Vater leise und sinnt dann lange vor sich hin. „Wir haben alle verloren“, fährt er fort, „allein, was ist zu tun? — Hört, Kinder, ich will euch auch ein Wort aus der Pandora sagen, das auf die Stunde paßt: Zu dulden ist! Sei's tätig oder leidend auch!“ . . . „Er bleibt, in Gedanken verloren, vor der Juno stehen, er scheint das Bildwerk zu betrachten, aber August weiß, daß sein Geist anderswo weilt. „Wie gut, daß unser Schiller diesen Tag nicht erlebt hat!“ sagt er endlich nach langem, beklommenem Schweigen; dann, schon mitten im Zimmer, noch einmal innehaltend: „Und nun, Kinder, will ich mich weislich zu Bette halten, und ich bitte euch, laßt keinen zu mir, wer es auch sei. Nur der Edermann darf kommen.“

Er senkt grüßend den großen Kopf und geht mit seinen kurzen, schurrenden Schritten davon und durchs Urbino-Zimmer. August sieht, wie gebeugt sein Rücken ist.

In der Großherzoglichen Hofkammer sitzt August am Arbeitstische seines Dienstzimmers und wühlt sich von neuem, verzweifelt, in den Altenberg hinein. Nie, denkt er, wird dieser Berg ganz abgetragen werden, täglich wälzt sich eine neue Schicht darauf, ehe die alte bis auf den letzten Rest weggeräumt ist! Das Doppelleben hier und am Hofe läßt niemals zu voller, sauberer Arbeit kommen, auch nicht, wenn man den Tag zu Hilfe nimmt, den Gott zu anderm Zwecke eingerichtet hat. — Er seufzt. Vorhin ist er zum Vortrag bei dem umständlichen und pedantischen Präsidenten gewesen, das hat viel Zeit gekostet, und dann hat Geheimrat Rühlmann lange bei ihm geessen und plötzlich das Bedürfnis gehabt, die Er-
tinerung an ihre gemeinsame Dienstreise nach Frankfurt a. M., ins Hauptquartier der gegen Napoleon verbündeten Mächte, Anno vierzehn, aufzusuchen. Dabei ist sein Kopf schwer vom gestrigen Abend in der „Letzten

Träne“ — das vermaledeite Frauenzimmer, die Kammerwirtin, könnte sich merklich ein Faß anständigen Weins anschaffen, sie kann doch nicht verlangen, daß man immer dies Gift in sich hineinschlammpt!

Zerstreut und misshütig sieht er zum Fenster hinaus: durch die apriltahlen Zweige der Bäume schimmert das gelbe Reithaus (er nennt es bei sich immer die „Seepferdchen-Manege“, weil die alte Alm seine Fundamente umspült). Dort ist jetzt Ottilie, alle Tage um diese Stunde ist sie dort und übt sich unter Anleitung eines Stallmeisters in den wichtigen Künsten der hohen Schule und trägt im Herzen wahrscheinlich wieder das Ideal irgendeines Kunstreiters . . . natürlich nur, um eine Novelle daraus zu machen.

Der Tag ist so herrlich heute, vorfrühlingshaft lau, golden liegt die frühe Nachmittagssonne über dem Erden-geruch atmenden Parkgrund und auf der Zwiebelhaube des alten Schlossturms. Viel besser wäre es, bei Gott, spazierenzugehen, draußen im Garten der „Erholung“ einen Katerschoppen zu trinken, als hier im altentstaub-erfüllten Zimmer mit der Geschäftigkeit und Wichtigkeit einer Milbe am Altenberg herumzuknabbern.

Ein Schrei, markerschütternd, reißt ihn aus seiner dumpfsinnigen Grübele. Diese Stimme?! Er wendet erschrocken den Kopf, sieht, wie durchs offene Portal des Reithauses ein Pferd bricht, offenbar scheu geworden, aufgeregt mit den Hinterhänden ausfeuernd, und im Sattel ein Weib: — Ottilie! schließt es ihm blitzschnell durch den Kopf, und er fährt aus seinem Armstuhl auf, das Herz setzt aus —

Ja, es ist Ottilie! . . . Das Pferd, das sie in der Bahn geritten, hat vor irgend etwas gescheut, ist mit einem Satz über die Barriere gesprungen und durchs Tor hinaus ins Freie, die Reiterin hat die Herrschaft über die Zügel verloren, die Hände in die Mähne verkrampft, hält sie sich gerade noch im Sattel, das wildgewordene Tier fliegt mit ihr über den weichen Boden des Parks . . . Nach dem Schlosse zu sieht August es verschwinden.

Ohne Hut stürmt er die vielgewundene Treppe hinunter, immer zwei Stufen auf einmal, immer in Gefahr, das Genick zu brechen, rennt einen alten Kanzleidiener um, stürzt über den Hof und ins Freie. Vor dem Wolzogenschen Hause, der alten Schloßbastille gegenüber, ist schon ein kleiner Menschenauflauf. Mit hochschlagendem Herzen stürzt er hinzu, reißt ein paar Gaffer beiseite, ist bei Ottilie. Bewußtlos liegt sie auf dem Pflaster. Zehn Schritt weiter bündigt ein Mann das flankenzitternde, aus großen Rüstern schnaubende Tier.

„Ottilie!“ ruft August, den Mund dicht an ihrem blutenden Ohr. Keine Antwort — mein Gott, ist sie tot?

Er nimmt sie in die Arme, ihr Gesicht ist ganz zer-schunden und blutbeschmiert, ihre Augen sind geschlossen.

„Einen Arzt!“ Er reißt den Kopf empor. „Kenn doch einer zum Hofrat Vogel!“

Ein paar Stallmeister aus dem Reithause sind inzwischen im Laussschritt herbeigekommen, sie helfen die Bewußtlose aufheben, tragen sie auf ihren starken Armen in den Schloßhof. Dort wird rasch ein Wagen angespannt, der sie nach Hause fährt. Immer noch liegt ihr entstellter Kopf reglos auf Augusts Knien.

„Stadelmann“, winkt August dem alten Diener, der erschrocken auf der breiten Treppe erscheint. „du siehst, es ist ein Unglück passiert . . . sag' dem Vater nichts, hörst du? Ich komm' nachher selber nach hinten.“

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling.

Im Aderhohle glüht verhaltneßes Leben,
Es wagt noch nicht sich auf ins goldne Licht —
Doch wenn es drängend durch die Scholle bricht,
Wird schleierart es überm Boden schweben,
Sein grüner Schein wird sich zum Teppich weben,
Daraus des großen Webers Walten spricht.

Minna v. Konarski.

Das Telegramm.

Von Heinrich Leis.

Ein reicher Kaufmann war zur Erledigung wichtiger Geschäfte nach der Hauptstadt gereist, nur ungern, da ihm eine, wenngleich vorübergehende Unterbrechung häuslichen Lebens im jungen Eheglück verdräulich schien; er hoffte indes, in nicht allzuviel Zeit die notwendigen Besuche durchzuführen, die gewinnverheißenden Abschlüsse vorzubereiten und, von der Freude baldigen Wiedersehens getragen, die Unbequemlichkeit dieser Tage in Geschäftshäusern, Straßen, Restaurants und Hotelzimmern schnell zu Ende zu bringen.

Schon war ein wesentlicher Teil der Aufgabe erfolgreich bewältigt; in Berechnung der noch bevorstehenden Tätigkeit und in Ungebuld, heimzukommen, hatte der Kaufmann bereits seinen Abreisetermin festgelegt und, um die Hauptstrecke der Fahrt rascher zu bezwingen, eine Passagiertarte für das fahrplanmäßige Verkehrsflugzeug erworben. Doch im Morgengrauen des vorangehenden Tages, noch ehe die Stunde gekommen war, die er zum Wenden bestimmt, erscholl Klopfen an seiner Zimmertür, ein Hotelpage übergab ihm, da er schlaftrunken die Klinke niederdrückte, ein eben angelangtes Telegramm.

Der Kaufmann las, und in schreckhafter Überraschung tanzten die wenigen Buchstaben vor seinen Augen. Er möge unworhergegangener Umstände wegen sofort zurückkehren, stand da geschrieben, und gerade das Unerwartete, Räthelhafte der von seiner Frau unterzeichneten Nachricht bestürzte ihn tief, hatte er doch am Spätnachmittag noch einen langen, fröhlichen Brief erhalten, der von Wohlbefinden und ruhiger Heiterkeit der Erwartung sprach. Nun malte seine aufgekörte Angst Schreckbilder eines Unfalls, einer plötzlich aufgetretenen tödtlichen Krankheit aus, und sogleich stand es für ihn fest, unter Preisgabe aller weiteren Pläne schnellstens heimzufahren.

Er ließ in der Hotelhalle fernmündliche Verbindung mit dem Heimatort herstellen, aber das Warten dauerte ihm zu lange, er blätterte in Fahrplänen und fand, daß er bei beschleunigtem Fahren einen bald abgehenden Zug noch erreichen könne. Hastig raffte er die Kleinigkeiten des Gebrauchs in den Koffer, zahlte und fuhr zum Bahnhof, um gerade noch auf den abfahrenden Zug zu springen. Solange er tätig sein, mit jagender Hast die Gedanken auf das nächste Ziel zusammenfassen konnte, vermochte er sich über die innere Unruhe fortzusetzen, jetzt aber in der gebotenen, tatlosen Spanne des Wartens im engen Abteil kamen die Ängste, alle erregenden Vorstellungen qualender zurück, und von unerträglicher Langsamkeit schien ihm die Fahrt des rauchschraubend in die Ferne rollenden Zuges.

Es bedrückte ihn, nichts Sicheres über die Ursache des Telegramms zu wissen, selbst eine schlimme Wahrheit sei besser als dieser peinvoll bohrende Zweifel; er warf sich den Fehler vor, nicht auf die Fernverbindung mit seinem Hause gewartet zu haben, die alles aufklären mußte, und tröstete sich doch wieder mit der Berechnung, um wieviel Stunden er durch den raschen Entschluß der Reise eher daheim sein werde. Draußen flogen indes Felder und Häuser, Wälder und Berge vorbei, jede Naderbrechung führte näher dem Ziel, dem sein ruheloses Grübeln entgegenstrebte.

Dann war das Raunen und Surren, das rauchdurchqualmte Schüttern des Umsteigebahnhofs, ein Warten, das mit qualmenden Minuten zerfiel, und wieder das stampfende Naderrollen.

Endlich wies bekannte Landschaft die Heimatnähe; der Schienenstrang durchquerte einen Wald, zu dem oft fröhliche Nachmittagsausflüge geführt hatten. Das lebendige Erinnern der Vergangenheit vergößerte Angst und Schmerz, der Reisende schaute die vertrauten Stätten mit gepreßten Lippen und wildklopfendem Herzen. Dann rauschte die Bahnhofshalle über den Wagenzug, kaum wartete die Ungebuld auf das rudernde Halt. Unter den Ersten durchrammte der Heimgekehrte die Sperre, winkte ein Fahrzeug heran, saßte den Wirbel tagelanger Straßen. Nun das Haus, von Gartenbäumen umweht. Mit gehetzten Sprüngen eilte der Kaufmann über den Kiesweg und die Stufen empor zur Haustür.

Er erwartete ein Schredliches, sah auf sein heftiges Räuten das Hausmädchen im Tür Rahmen, sauber und gepflegt, mit ruhigem Gesicht, darin nur etwas von fragender Verwunderung stand. Er wollte sprechen, die Worte fornten sich nicht auf seinen Lippen. Er rannte in das nächste Zimmer, da erhob sich, von seinem überstürzten Einbringen erschreckt, seine junge Frau von einer Näharbeit, und Überraschung und Glück mischten sich in ihre Züge, da sie ihm die Arme entgegenbreitete. Er zog sie an die Brust, das Bewußtsein des Besizes war im Augenblick so klar, daß alles andere hinter ihm versank. Er hatte sie wieder, wie er sie verlassen, blühend gesund und unversehrt. Die Ängste zerfloßen wie Nachtthäuben im Morgenlicht.

Aber dann, nach der ersten Freude der Begrüßung, begann er zu forschen, was geschehen, warum sie jene erschreckende Eilbotschaft gesandt. Ihr verblüfftes Staunen wußte keine Antwort. Sie hatte keine Depesche abgeschickt, nichts Ungewöhnliches war

vorgefallen, das solchen Alarm rechtfertigte. Und der Kaufmann begriff, halb zufrieden, halb ärgerlich, daß man nur ein Spiel mit ihm getrieben, daß leichtfertige Freunde vielleicht einen so üblen Scherz ausgedacht, weil sie wußten, wie ungern er von Hause schied. Doch der Ärger über die Täuschung verblaßte vor dem Glücksempfinden, daß alle Sorgen unbegründet waren, und lächelnd nahm er sich vor, dem Urheber des boshaften Streiches, den er im Klub oder am Stammtisch schnell herausfinden wollte, bei Gelegenheit mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Das kleine Zwischenspiel wäre derart erledigt gewesen, hätte sich andern Tages nicht eine Nachricht verbreitet, welche die Zufälligkeit des Geschehens in ganz neuem Licht erscheinen ließ. Aus Gerüchten verdichtete sich die Gewissheit, daß das Verkehrsflugzeug, das der Kaufmann zur Heimfahrt benützen wollte und für das er die Fahrkarte noch in der Tasche trug, im Nebel die Richtung verfehlt habe und bei verfrühter Notlandung in einen Wald geraten sei, wo es sich in Ästen verfangen und stürzend verbrannte, sodaß die gesamte Besatzung, Pilot, Mechaniker und Passagiere ums Leben kamen. Nun war etwas, das als Scherz einer weinstrohen Tafelrunde begonnen, plötzlich zu mahrender Schicksalsstimme geworden, die durch unwahrscheinliche Verkettung der Umstände einer ungeahnt drohenden Gefahr entriß.

Und selbstsam verschoben sich in der Gräbel des Kaufmanns die Hintergründe des Geschehens: Kein Zufall hatte ihn vor der Zeit abberufen, daß er notwendige Geschäfte im Stich ließ, eine unbegreifliche Vorsehung hatte ihn beschützt und errettet. Unwirklich, als ob er es erträumt hätte, dünkte ihm jenes Telegramm, das ihn heimbeordert, das er nirgend mehr fand und in der Erregung des Ausbruchs wohl im Hotel vergessen hatte. Eine Nachfrage bei dem Depeschenamt hatte ihm Klarheit verschafft, aber er klammerte sich an den Gedanken, eine unbekannte Nacht, ein geheimnisvoller Wille aus dem Jenseits habe sich seiner angenommen, ihn durch die Furcht verlorener Liebesgemeinschaft in das freundliche Heim zu geleiten, wo die hellen Augen der Liebe ihn umstrahlten.

Der Patenbrief des Herrn v. Brösigke.

Goethe und Friedrich der Große auf einem Schriftstück.

Von Dr. Ludwig Stettenheim.

Im Juni 1893 weilte ich bei Ulrike v. Levechow, der letzten Liebe Goethes, auf ihrem Schlosse Tribitz in Böhmen. Sie stand damals in ihrem 89. Lebensjahr und war von bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische. Ulrike erzählte mir viel von Goethe, mit dem sie in den Sommern 1821, 1822 und 1823 in Marienbad zusammengewesen war, und zeigte mir auch Geschenke aller Art, die sie von Goethe erhalten hatte. Auf ein Andenken aus dem Jahre 1822 schien sie besonders stolz zu sein. Es war der Patenbrief Friedrichs des Großen für ihren Großvater v. Brösigke mit Goethes Handschrift des bekannten Verses: „Dies Blatt, wo seine Hand geruht . . .“ Aber diese Episode erzählte sie mir:

„Es war eines Tages kurz vor Goethes Abreise nach Eger vom König Friedrich die Rede, und da sagte mein Großvater, Friedrich wäre sein Pate, und er hätte einen Patenbrief mit der Namensunterschrift des Königs. Goethe äußerte sofort den lebhaften Wunsch, das Schriftstück zu sehen. Mein Großvater suchte danach und erschien bald mit einem zusammengerollten Papier. Goethe entfaltete es und sagte: „Das ist ja höchst wertvoll, aber Sie haben es nicht gut behandelt. Geben Sie es mir mit; ich will es Ihnen wieder in Ordnung bringen.“ Nun reiste Goethe ab, und mein Großvater, der Goethes Vorliebe für Handschriften und Lust am Sammeln kannte, sagte: „Meinen Patenbrief werde ich wohl nicht wiedersehen.“ Da langte eines Tages von Eger das Schriftstück in erneuter Gestalt an, wie Sie es hier sehen.“

Was nun Goethe aus diesem zernitzelten und vielfach verletzten Stück Papier gemacht, bezeugte ebenso seine Ehrfurcht vor allem Großen, wie seine freundschaftliche Ergebenheit für Herrn v. Brösigke und die Seinigen. Ich empfing einen hellblauen Dedel, etwa in Form eines Zeichenheftes, Als ich ihn öffnete, erblickte ich auf der linken Seite den Patenbrief, auf der rechten Goethes Handschrift in all der feierlichen Schönheit, die er ihr für besondere Anlässe zu verleihen wußte. Beide Blätter waren sorgfältig aufgestellt und mit mehrfachen, mit dem Lineal gezogenen Umrahmungen versehen. Auf der linken Seite steht der Patenbrief, von Schreiberhand aufgesetzt, darunter Friedrichs fühner Namenszug. Der Brief lautete:

„Mein lieber Capitaine v. Brösigk. Ich habe Euer Schreiben vom 15. dieses erhalten und nehme ich Eueren, darinn mir gemeldeten und gebohrenen Sohn gerne zu

Meinem Vathe an. Ich bin Euer affectionirter König
Friedrich. Potsdam, den 18. April 1765.
Und nun auf der rechten Seite Goethes Vers, der zwar
seit 1833 bekannt ist, wenn auch nicht genau in der Form, die
er zuerst erhalten hat:

Das Blatt, wo seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut:
Preis Ihm, dem großen Toten.

Herrn v. Brösigk zum geneigten Andenken. Goethe.
Eger, d. 28. August 1822.

Dem denkwürdigen Schriftstück gibt Goethe eine beson-
dere persönliche Beziehung, indem er es von seinem Geburts-
tag datiert, trotzdem er am 28. August Eger schon verlassen
hatte und der Heimat Weimar schon entgegenreiste. Es mag
für Goethe ein eigenes, stolzes und erhebendes Gefühl ge-
wesen sein, sich in dieser Weise neben den Mann zu stellen,
dessen Ruhm und Preis er schon in frühesten Jugendtagen
von seinem „gut frugischen“ Vater vernommen hatte.

Auch Themis lächelt zuweilen.

Von Peter Burzelbaum.

Ein Musterzeuge.

Nachdem die Personalien festgestellt sind und der Zeuge
vereidigt ist, fragt der Richter im Laufe des Verhörs: „Was
sagte denn nun der Angeklagte, als er von Ihnen beim
Einbruch überrascht wurde?“

„Bei seggte, hei wir duhn.“

„Sie meinen betrunken?“

„Jau.“

„Zeuge, mir kommt es nun auf die Worte des Ange-
klagten an. Wiederholen Sie diese mal genau. Er sagte
doch nicht, er wäre betrunken.“

„Doch, dat het hei seggt.“

„Wir verstehen uns nicht. Die Worte des Angeklagten
will ich hören. Sagte er: Ich bin betrunken?“

Bewohrte, Herr Präsident, wo werd hei denn so wat
von Sei seggen.“

Der Herr Staatsanwalt steht auf und greift ein: „Sie
verstehen die Frage des Herrn Vorsitzenden nicht. Der Herr
Vorsitzende meint, ob der Angeklagte die Worte gebraucht
hat: Ich bin betrunken?“

„Nee, Sei kennt hei so gor nicht, Herr Staatsanwalt.“

Mit verzweifeltstem Kopfschütteln seht sich der Staats-
anwalt wieder hin und nun springt der Verteidiger ein:
„Herr Zeuge! Passen Sie mal genau auf, das, was ich Sie
seht frage! Der Herr Vorsitzende wünscht die Worte meines
Klienten wiedergegeben zu haben. Hat dieser folgende
Worte zu Ihnen gesagt: Ich bin betrunken?“

„Herr Doktor, Sei hebben zwar 'ne rote Nees', ober so
wat hat hei denn doch nicht von Sei seggt. — Überhaupt,
meine Herren, denken Sei, wenn een indreken dauht, dat hei
dorbi den ganzen Gerichtshof vor besoffen erklärt?“

Womit er fischte.

Supp steht vor dem Schöffengericht einer kleinen rheini-
schen Stadt und ist wegen unerlaubten Fischens angeklagt.
Auf die Frage des Amtsrichters, weshalb er in dem Bach
geangelt hätte, erklärt Supp, daß er sich als Einwohner
seines Dorfes dazu berechtigt geglaubt habe.

„Also Sie fischten mit bona fides?“ fragte der Amts-
richter weiter.

„Nee, Herr Präsident, mit 'nem Worm.“

„Sie verstehen mich nicht, ich meine, ob Sie mit gutem
Glauben fischten?“

„Dat versteht sich, Herr Präsident — römisch-katholisch.“

Abgeblüht.

Bei der Verhandlung nahm der Verteidiger des Ange-
klagten die Zeugin in scharfes Verhör.

„Und nun sagen Sie uns einmal, wo Sie den Ange-
klagten zuerst gesehen haben?“

Die Zeugin überlegte. „Ich denke, daß . . .“

„Ich mache die Zeugin darauf aufmerksam, daß ich nicht
wissen will, was sie denkt, sondern was sie weiß.“

Die Zeugin schwieg.

„Wollen Sie mir denn nicht antworten?“ fragte der
Rechtsanwalt.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil es überflüssig ist, mich zu fragen, denn Sie wollen
ja nicht wissen, was ich denke. Ich bin eben kein Rechts-
anwalt wie Sie und kann daher nichts sagen, ohne zu
denken.“

Der galante Richter.

Fräulein Amanda stand als Zeugin vor dem Schöffien-
gericht. Der Amtsrichter nahm ihre Personalien auf.

„Ihr Alter — bitte?“

Fräulein Amanda warf einen hilflosen Blick in den
Zuschauerraum, in welchem gute Freundinnen und getreue
Nachbarrinnen gierig den Verlauf dieses Klatschprozesses be-
obachteten. Dann sagte sie — bis an die Haarwurzeln er-
röthend: „Bierundzwanzig.“

Der Amtsrichter rückte an seiner Brille, denn die Zeugin
machte nicht gerade einen derart jugendlichen Eindruck auf
ihn. Mit seinem Lächeln fragte er: „Réaumur oder Celsius?“

„Réaumur“, flüsterte Fräulein Amanda.

Der Amtsrichter verneigte sich galant: „Dann stimmt's!“

Das Faktum!

„Sie sind“, so sagt der Richter zum Zeugen, „vorgeladen
und ich fordere Sie auf, nichts von dem Vorfall zu verheim-
lichen und nur die lautere Wahrheit zu sagen.“

„Also damals“, beginnt der Zeuge, „sah ich in der Wirt-
schaft, und da kam der Wilhelm und setzte sich zu mir und
als wir das erste Seidel getrunken hatten, ließen wir uns
noch eins kommen, denn das Bier war sehr gut und schmeckte
so gut, daß . . .“

„Aber halten Sie sich doch an das Faktum“, sagte der
Richter.

„Das Faktum kommt schon, Herr Richter; also das Bier,
das schmeckte uns so gut, daß wir uns jeder noch ein Seidel
bestellten, und da . . .“

„Machen Sie doch nicht so viel Gerede“, ermahnt der
Richter, „kommen Sie doch endlich zum Faktum.“

„Ja, ja. Also, wie wir nun im Wirtshaus sitzen, da
kommt der Fritz mit dem Faktum auf dem Rücken und
hängt's draußen auf und setzt sich auch zu uns an den Tisch.
Als er das erste Seidel getrunken, läßt er sich noch eins
kommen und der . . .“

„Machen Sie doch nicht solche Umschweife“, unterbricht
der Richter den Zeugen von neuem. „Halten Sie sich doch
an das Faktum!“

„Und wie wir so dastehen und trinken, kommt der Peter,
nimmt 's Faktum und läuft damit weg. Als wir das sahen,
springen wir auf, laufen ihm nach und nehmen ihm 's
Faktum wieder ab. So war's, Herr Richter. Nun habe ich
Ihnen alles erzählt. Jetzt will ich Ihnen aber auch noch das
sagen: Es war kein Faktum — es war ein Kalb.“

Welt u. Wissen

Das Geheimnis der Erhaltung. Zu den Krankheiten,
deren Entstehung und Verlauf noch am wenigsten erforscht
ist, gehört merkwürdigerweise die gewöhnliche Erhaltung,
das häufigste Übel, von dem wir geplagt werden. In neuester
Zeit hat man nun versucht, ihre Entstehung aufzuklären. In
einem Bericht des englischen Untersuchungsamtes für Medizin
wird hervorgehoben, daß die Versuche deshalb so schwierig
sind, weil keins von den Tieren, die gewöhnlich zu Experi-
menten verwendet werden, sich für den Erhaltungserreger
beim Menschen empfindlich erwiesen hat. Nur der Schim-
panse scheint geneigt zu sein, sich eine richtige Erhaltung an-
zueignen zu lassen. Es ist in New York gelungen, den Er-
haltungsbazillus, der im frühen Stadium des Katarths von
Menschen gewonnen wurde, auf einen Schimpanse zu über-
tragen und bei diesem dieselben Erscheinungen hervorzu-
bringen. Der Katartherreger konnte gezüchtet und durch
verschiedene Kulturen hindurchgeführt werden. Diese Ver-
suche sind aber noch im Gange. Es zeigte sich bei dem
Schimpanse, daß er, ebenso wie sein menschlicher Vetter,
nach der Infektion nur eine geringe Immunitätsperiode
gegen eine neue Ansteckung behält. Daraus erklärt es sich,
daß wir uns so rasch wieder einen Schnupfen holen können.
Man experimentiert übrigens auch sowohl in England wie
in Amerika mit Freiwilligen, die sich dazu hergeben, denn
die Arbeit mit Schimpansen ist recht kostspielig. So haben
an der Yale-Universität sieben Helden sich einer Prüfung
unterzogen, inwieweit durch Zugluft Erhaltungen hervor-
gerufen werden können. Nachdem sie zunächst einige Zeit
in einem angenehm erwärmten Raum verweilt hatten,
wurden sie 30 bis 50 Minuten einer starken Zugluft aus-
gesetzt, die durch einen elektrischen Fächer erzeugt wurde.
Trotz mehrfacher Wiederholung erklärte sich aber nur einer
von ihnen, so daß man den so viel verkleumderten Zug für
unschuldig halten darf.